Ueber Mystifikationen.

Aphorismen von Ernst Eckstein.

Die Mystifikation verhält sich zur Neckerei, wie das Lustspiel zum Epigramm, oder wie die Schlacht zum Vorpostengefecht: sie setzt vor Allem einen umfangreicheren Apparat voraus, dann aber wohnt ihr ein spezifisches Element inne, das der Neckerei als solcher fehlt. Die Mystifikation arbeitet vermittelst einer geheimen Intrigue; sie täuscht, sie erregt Irrthümer, und erst in Folge dieser Irrthümer geräth das Objekt des Intriguenspieles in jene komische Situation, die fast durchweg als das Hauptziel aller Neckerei zu bezeichnen ist.

Auch die Mystifikation kann harmlos sein: nur wird der Maßstab, den wir hier anlegen, ein — wie soll ich sagen? — rigoroserer sein, als bei der unmaskirten „Geradezu-Neckerei", weil die Offenheit in sonst gleichen Fällen unsere Sympathie immer entschiedener fesselt, als die Verschlagenheit. Der moderne Mensch hat ein moralisches Vorurtheil gegen die List, da er in gesellschaftlichen Verhältnissen lebt, in denen die List überwiegend auf unlautere, wo nicht verwerfliche Ziele gerichtet ist. Das früheste Alterthum war in dieser Hinsicht naiver. Homer hat für seinen vielgewandten Odysseus, der den Polyphem in so mustergiltiger, wenn auch nicht harmloser Weise mystifizirt, ganz dieselben Empfindungen der Bewunderung und der rein menschlichen Theilnahme, wie für den Götterjüngling Achilles; ja man darf sagen, die Kunstgriffe, mit denen sich Odysseus immer und immer wieder aus seinen schwierigsten Situationen herausrettet, sind mit besonderer Vorliebe behandelt. In späteren Jahrhunderten verlor der Hellene das urwüchsige Verständniß für diesen Charakter. In den nachhomerischen Dichtungen ist Odysseus nicht viel mehr, als der Intriguant unserer Konversationsstücke, ein Mensch auf unsittlicher Basis, ein geriebener Schlaukopf, dem alle Mittel recht sind, dafern sie zum Ziele führen.

Unser modernes Gefühl neigt also, wie gesagt, zu einer strengeren Beurtheilung auch der harmlosen Mystifikation, im Vergleich mit der harmlosen Neckerei. Die Mystifikation muß, um vor unseren Augen Gnade zu finden, Alles vermeiden, was unedel, niedrig oder gehässig aussieht; sie erkauft sich ihr Privilegium, mit herabgefallenem Visir zu operiren, nur durch den Verzicht auf alle gefährlichen Werkzeuge — wie sich auf den Programmen aller Maskenbälle das stehende Verbot findet: Das Tragen wirklicher Waffen ist nicht gestattet...

Die Frage, was nun harmlos sei und was nicht, wird freilich in jedem einzelnen Falle eine besondere Antwort erheischen. Im Allgemeinen darf man wohl diejenigen Mystifikationen als harmlos bezeichnen, die einerseits nur durch die Benutzung einer kleinen Charakterschwäche des Mystifizirten, besonders der Leichtgläubigkeit und der Eitelkeit, zu Stande kommen, anderseits den Betroffenen weder an seiner Ehre schädigen, noch ihm sonst ein empfindliches Weh bereiten; wiewohl allerdings das bei allen Mystifikationen eintretende Mißvergnügen des gekränkten Selbstgefühls nicht unterschätzt werden darf. Dieses Mißvergnügen gehört ja aber mit zum Zweck der ganzen Intrigue; der Mystifizirte soll eine Lektion erhalten, er soll bestraft werden für zahlreiche Sünden, die ihm bis dahin von den Göttern der Schalkheit heimlich gebucht wurden.

Eine der beliebtesten und verbreitetsten Arten der Mystifikation ist der anonyme Brief, und seine Abart, der pseudonyme, — und gerade hier wird der abscheulichste Mißbrauch getrieben, dergestalt, daß wir jetzt mit dem Worte „anonymer Brief" gleich von vornherein den Begriff des Niederträchtigen, Boshaften, Verleumderischen, Unwürdigen und Gemeinen verbinden. An und für sich ist nicht abzusehen, warum die Anonymität als solche etwas Verwerfliches sein sollte: nur der Mißbrauch hat uns gegen sie eingenommen. Wir stehen dem „anonymen Brief" jetzt in ähnlicher Weise gegenüber, wie Schoppenhauer den Angriffen der „anonymen Kritik": die unliebsamen und oft geradezu empörenden Erfahrungen, die wir gemacht haben, lassen uns verkennen, daß nicht sowohl in der Anonymität, als in dem, was hinter dem Deckmantel dieser Anonymität geleistet wird, das Ungentile und moralisch Verwerfliche steckt. Die Behauptung eines berühmten deutschen Schriftstellers: „Die anständigen Menschen unterscheiden sich unter Anderem auch dadurch von den Unanständigen, daß die ersteren anonyme Briefe erhalten, während die letzteren sie schreiben" — ist daher etwas einseitig. Es lassen sich sehr wohl Fälle denken, die einen durchaus ehrenhaften Menschen zur Abfassung eines anonymen Briefes bewegen können, — wenn diese Fälle in geordneten, staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen auch weit seltener sein mögen, als etwa in Zeiten der Gährung und der öffentlichen Unsicherheit. Nehmen wir z. B. an, es erfährt Jemand von dem Anschlage auf das Leben einer Persönlichkeit, deren Rettung nun sein einziger Gedanke ist; die Umstände jedoch verbieten ihm kategorisch, als Warner aufzutreten, dafern er nicht seine eigene Sicherheit zwecklos gefährden will. Sollte es da „unanständig" sein, diese Warnung auf dem Wege einer anonymen Zuschrift an ihre Adresse gelangen zu lassen? Man sieht, — eine große Anzahl von Combinationen ist denkbar, wo die Warnung einerseits und die Verschweigung des Namens anderseits geradezu Pflicht wird. Immerhin verhalten sich solche Fälle zu der ungeheuren Mehrzahl derer, wo wirkliche Frivolität und Verwerflichkeit vorliegt, wie ein Bächlein zum städtespiegelnden Strom, — und so bleibt dem Worte „anonym" für unser Gefühl etwas Odioses anhaften.

Nicht alle anonymen Briefe gehören selbstverständlich ins Gebiet der Mystifikation. Es gibt ordinäre Schimpfbriefe, deren Empfänger sich „schwarz ärgern" soll, Episteln, die nur mit injuriösen Redensarten gefüllt sind. Es gibt Drohbriefe, worin uns bei nächster Gelegenheit eine „gehörige Tracht Prügel" in Aussicht gestellt wird. Es gibt Skandalbriefe, die, ohne die Wahrheit zu verletzen, gewisse Thatsachen enthüllen, die geeignet sind, den Frieden und das Glück der Familien zu untergraben. Hierher gehören die liebenswürdigen Eröffnungen im Style der folgenden: „Werthgeschätzte, unglückliche Frau! Es thut mir leid, Ihnen mittheilen zu müssen, daß Ihr Herr Gemahl zweimal in der Woche ein Rendezvous mit der blonden Putzmacherin aus dem Schulze'schen Geschäft, Wilhelminenstraße No. 510, hat, einer Person, die es natürlich nur darauf ablegt, sich in seiner Gunst fest einzunisten und ihm möglich viel Geld abzuschwindeln. Vielleicht auch hegt sie noch weitergehende Pläne. Wollen Sie sich von der Wahrheit des Vorstehenden überzeugen, so brauchen Sie nur nächsten Mittwoch von sieben bis halb acht in der Müller'schen Konditorei zu warten, bis die Person vorüberkommt, und ihr alsdann unvermerkt nachzugehen. An der Ecke der Luisenstraße und des Ulrichsteiner Fahrdammes treffen sie sich, — nun, und das Weitere werden Sie ja dann selbst beobachten. Mit Hochachtung: Ein alter Freund."

In der That, die Sache verhält sich so; es liegt also keine Mystifikation vor; dieselbe müßte denn darin bestehen, daß der Brief mit den volltönenden Worten: „ein alter Freund" unterzeichnet ist, während die Verfasserin irgend eine boshafte sogenannte „Freundin" oder am Ende auch nur eine müßige Intriguantin ist, die ihre Freude daran findet, Zwietracht zu säen und ihren Mitmenschen wehe zu thun. Denn daß dieser Modus nicht der richtige Weg ist, das gestörte Gleichgewicht des Familienlebens wieder herzustellen, weiß die anonyme Briefschreiberin am besten.

Unter den wirklich mystifizirenden anonymen Briefen spielt das erheuchelte Billet-doux wohl die Hauptrolle. Handelt es sich dabei um einen Gecken, der unausgesetzt von Triumphen träumt und sich um seiner blonden Bartkotelettes willen für unwiderstehlich hält, so sind wir am ersten geneigt, die Mystifikation für harmlos zu halten und ihr Gelingen aufrichtig zu belachen. „Hochverehrter, theurer Herr!" schreibt so ein Pseudo-Frauenzimmer — gewöhnlich ein „guter Bekannter", der die Sache in Gemeinschaft mit zwei oder drei Anderen ausheckt, denn wenn irgendwo, so gilt hier der alte Grundsatz: Getheilte Freude ist doppelte Freude! — „Hochverehrter, theurer Herr! Wenn ich Ihnen auszudrücken vermöchte, welche unendliche Ueberwindung es mich gekostet hat, ehe ich mich entschloß, die folgenden Zeilen an Sie zu richten, — o, dann würde mir wohl werden, frei und leicht um's Herz, frei und leicht in der zweifelumdämmerten Seele! Ich kenne die Schranken, die Gesellschaft und Sitte uns auferlegen, ich weiß, daß ein junges Mädchen nur allzuleicht falsch beurtheilt wird, wenn es auch nur um Haaresbreite von den Pfaden der Konvenienz abweicht. Gleichwohl — ich hab's gewagt! Möge kommen, was da wolle, — ich konnte nicht anders." — und nun folgt, unter mehrfacher Berufung auf deutsche und ausländische Literaturcitate, das verhüllte Geständniß, daß man den theuren Adolar liebe, o, so unaussprechlich liebe, wie nie ein geistsprühender, herrlicher junger Mann von einem sterblichen Weibe geliebt worden; daß man sich der Hoffnung hingebe, auch ihm nicht völlig gleichgültig zu sein, da man, wenn auch sehr vereinzelte — Beweise für ein gewisses Wohlwollen habe u. s. w. Schließlich ersucht man den „theuren Herrn" unter wiederholten Betheuerungen mädchenhafter Schüchternheit und willenloser Ohnmacht gegenüber den himmlischen Allgewalten der Liebe, er möge, falls er nicht gesonnen sei, jede Hoffnung im Keim zu ersticken, um die und die Stunde da und da erscheinen und so ein Aussprechen der unbeschreiblichen Gefühle ermöglichen, mit welchen die Pseudo-Dame verharrt als des „theuren Herrn" ganz ergebene 2c. 2c.

Adolar kommt natürlich. Er hat den Kreis seiner weiblichen Bekanntschaften durchmustert und zwei oder drei Persönlichkeiten ins Auge gefaßt, die sich möglicherweise hinter dieser zärtlichen Briefschreiberin verbergen könnten... Mit jeder Sekunde wächst seine Ueberzeugung, es sei die A. oder die B. Er kommt — und nun hängt es von der größeren oder geringeren Erfindungsgabe der Mystifikanten ab, wie die Mine zu explodiren hat... Dies ist ein Beispiel der harmlosen Art des anonymen Briefs. Leider bildet freilich auch sie die Ausnahme, während bei der Mehrzahl der Gattung gleichzeitig Niedertracht und Feigheit dem Schreibenden die Feder führen.

Legitimirt durch Gewohnheit und Sitte wird die harmlose Mystifikation am Tage des ersten April oder in südlichen Städten am Karneval, der für die kleinen Intriguen und Foppereien eine Art von Saturnalienfreiheit einführt und von Jedermann als erstes Gebot das „Spaßverstehen" und „Nicht-übel-nehmen" verlangt. In dem Festhalten der Nationen an solchen Ausnahmeterminen spiegelt sich ein der Menschheit innewohnendes Bedürfniß. Der Mensch will und muß einmal seinen „Ulk" haben — und zwar auf Kosten eines Mitmenschen, der ihm den Gefallen erweist, recht gläubig und arglos zu sein.

Die Mystifikation kann zum geistreichen Intriguenspiel werden, wenn sie auf Gegenseitigkeit beruht, und die Frage nun die ist: Wer wird den Gegner am effektvollsten in die Falle locken? Auf einem solchen Wetteifer im Mystifiziren beruht der nervus einer nicht unerheblichen Anzahl unserer modernen Komödien, zumal der französischen. Jede absichtlich herbeigeführte Verwechselung — der Haupthebel der Situationskomik — ist im Grunde nichts Andres, als eine Mystifikation des Getäuschten, und wenn nun Spiel und Gegenspiel gleichen Schritt halten, so haben wir auf dem Gebiete der Mystifikation etwas Aehnliches, wie die provencalischen Tenzonen auf dem Gebiete der Lyrik.

Einen hübschen Fall gegenseitiger, höchst harmloser Mystifikation erzählt man von dem französischen Polizeipräsidenten Feydeau de Marville und dem Prinzen von Conti. Bei Gelegenheit eines großen Ballfestes hatte der Prinz, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, dem übrigens jovialen Polizeipräsidenten Eins anzuhängen, die Maske in Erfahrung gebracht, in welcher Marville auftreten würde. Er engagirte daher ein Dutzend junger Damen von echt pariserischer Keckheit des Benehmens, mit dem Auftrage, den Polizeipräsidenten, dessen Verkleidung ihnen genau beschrieben wurde, sofort bei Beginn des Festes aufzusuchen und nach allen Richtungen zu kompromittiren. Der Streich gelang. Marville wußte sich vor den indiskreten Zudringlichkeiten der Mädchen, die ihn fortwährend bei Namen riefen und ihm die entsetzlichsten Dinge sagten, kaum noch zu retten, obgleich er Alles aufbot, um gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Selbst die glückliche Idee, die Rolle des Polizeipräsidenten mit einer leichten Nüance von Ungeschicklichkeit zu acceptiren, um dadurch den Mädchen vorzuspiegeln, sie befänden sich im Irrthum, schlug fehl. Nur Eines gelang ihm: er brachte in Erfahrung, daß es der Prinz von Conti war, dem er diesen Auftritt verdankte.

Alsbald faßte er den Entschluß, bei nächster Gelegenheit sich glänzend zu revanchiren, eine Aufgabe, die um so schwieriger war, als er selbstredend die eximirte Stellung des Prinzen zu respektiren hatte.

Und die Gelegenheit kam.

Eines Tages erfuhr er, daß der Prinz für den folgenden Tag die Absicht hatte, in einem Landhause, etwa fünf Meilen von Paris entfernt, ein opulentes Diner zu veranstalten, und daß er seinen Wagen auf zehn Uhr früh bestellt hatte, da er für die Fahrt höchstens drei und eine halbe Stunde rechnete. Man dinirte damals noch zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags.

Kaum hatte Marville dies in Erfahrung gebracht, als er sofort in alle Dörfer und Marktflecken, die an der Straße lagen, Eilboten entsandte, um die Maires und die sonstigen Behörden davon in Kenntniß zu setzen, der Prinz von Conti werde am folgenden Tage durchkommen und gewärtige eines gebührenden Empfangs.

Ahnungslos stieg der Prinz in seine Kalesche. Schon im ersten Städtchen, das Monseigneur in gestrecktem Galopp zu durchfahren gedachte, sieht er die Straße durch einen Triumphbogen und eine große Schaar weißgekleideter Jungfrauen, Municipalräthe in großer Gala und sonstige festlich geschmückte Persönlichkeiten gesperrt. Wie die Dinge lagen, konnte er nicht umhin, die sorgfältig ausgearbeitete Rede des Bürgermeisters mit anzuhören und auch kurz zu beantworten. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich im zweiten und dritten Städtchen u. s. w., bis Monseigneur glücklich um sieben Uhr Abends am Ziel seiner Fahrt anlangte, natürlich zu spät, um dem projektirten Diner noch irgend welchen Reiz abzugewinnen. Er ahnte alsbald, daß es Marville gewesen war, der sich in dieser Weise für den Streich auf dem Maskenball revanchirt hatte. Aber der Prinz von Conti war in so hohem Maße ein Mann der Etiquette, daß er die unaufhörliche Tortur der Ansprachen, Hochrufe 2c. 2c. ertrug, ohne mit den Wimpern zu zucken, und auch späterhin von der Sache kein Aufhebens machte. Diese Mystifikation war um so genialer, als es sich um die Intrigue eines Unterthans gegen ein Mitglied des absoluten Königthums handelte, und um so feiner, als sie sich in den Mantel der ehrerbietigen Huldigung einhüllte.

Die feinste Form der Mystifikation übt aber der geistvolle Lustspieldichter, welcher mit so feiner Ironie die Schwächen der Menschen geißelt, daß die mit ihnen Behafteten im Publikum herrlich mitlachen ohne zu ahnen, daß im Grunde sie es sind, über welche gelacht wird.

„Flitterwochen."

Wenn man die ersten Wochen nach der Hochzeit als Flitterwochen bezeichnet, so denkt man bei diesem Ausdruck wohl zunächst an einen gewissen Glanz, der diese Wochen umgiebt, weil das Wort Flitter das Schimmern und Glänzen leicht beweglicher Metallblättchen, dann auch das Blinken und Glitzern hin- und herbewegter, glänzend grüner oder thaubenetzter Pflanzenblätter bezeichnet. Es würde sich also bei dem Worte „Flitterwochen" um etwas Nichtiges und Werthloses handeln, gewissermaßen um den Tand, mit dem man einmal spielt, um ihn dann verachtend wegzuwerfen. Allein das Zeitwort „flittern" hat eine Weiterentwicklung seiner Bedeutung erfahren, indem es zunächst für jenes heimliche, unterdrückte Lachen gebraucht wurde, welches man auch mit „kichern" bezeichnet und welches in der That Aehnlichkeit mit der auf- und abschwankenden Bewegung kleiner Goldflitter oder flitternder Blätter hat. Der gelehrte Grimm leitet die Benennung „Flitterwochen" von derjenigen Bedeutung des Wortes flittern ab, welche gleich ist mit ridere: kichern, also die Woche der leichten Freude und des Lachens. Bei Hans Sachs und in verschiedenen alten Schauspielen hat flittern nebst der Bedeutung des heimlichen Lachens auch jene des Schmeichelns und Kosens. Flitterwochen bedeuten also Lach- und Kosewochen, und hiermit sind nun andere Bezeichnungen, welche wir hierfür bei verschiedenen deutschen Stämmen finden, sehr nahe verwandt. In der Schweiz spricht man von „Trütelwochen", welcher Ausdruck zusammenhängt mit dem mittelhochdeutschen triuteu: (liebkosen, küssen) und unserem „Trauter" – Geliebter. In Bayern findet man die Bezeichnung „Kuderwoche", wo gekudert, d. h. gekittert, gekittert, gekichert wird. Anderwärts kennt man „Zärtelwochen" (von zärteln: kosen, schmeicheln), Hängewochen oder einen Küßmonat. Schiller allein singt von einem Flitterjahr:

„O, meiner Liebe erstes Flitterjahr,
Wie schnell, ach, wie so schnell bist Du entflogen!"

In den Niederlanden bezeichnet man die Flitterwochen als Weißbrodwochen (wittebroodsweken), in Dänemark als Weißbrodtage (Wedebrodsdagen), in Schweden als Liebkosungs- oder Streichelmonat (smekmanad), und in Frankreich und England als Honigmonat (la lune de miel, englisch honeymoon). Mitunter schrumpft diese Zeit zu einer einzigen Woche zusammen, die dann in England ebenfalls Honigwoche (honey-week), in Schweden Liebkosungswoche (smekrecka), in Polen Honigwoche (tydzien miodowy), in Frankreich Vergnügungswoche (semaine de plaisir) und in Portugal Wochen der Lustbarkeiten (semara dos prazeres) heißt. Der Italiener drückt sich sehr weitläufig aus: la prima settimana dopo le nozze (die erste Woche nach der Hochzeitsnacht). Der Holländer faßt die Situation gänzlich von der praktischen Seite auf, indem er sie mit dem Namen Ehewoche (huwelijksweek) belegt. Die Spanier geben den Flitterwochen keine längere Dauer als dem Hochzeitskuchen und nennen sie danach „el pan de la boda" (das Brod der Hochzeit). Die Franzosen haben auch noch die Ausdrücke „la belle semaine" und „les beaux jours du mariage", aber die Bezeichnung „la lune de miel" ist am populärsten geworden, nicht allein in Frankreich, sondern auch die Engländer haben ihn angenommen und auch die Russen in ihrem „miesiac miodowy" (Honigmond). Aus allen vorstehend aufgeführten Bezeichnungen geht aber jedenfalls hervor, daß die Flitterwochen eine schöne und — süße Zeit sind. Daß die Norweger stets Recht haben, wenn sie sagen: „Skrippmaanarne fara fore" (die Flitterwochen gehen fort), ist leider unbestreitbar, aber daß das französische Sprichwort: „Apres la lune de miel vient la lune rousse" — das der Deutsche so übersetzt: „Nach den Flitterwochen kommen die Zitterwochen" — wahr wird, hängt von jedem jungen Ehepaare ab, mögen die Engländer noch so bestimmt versichern: „Bei einem neuverheiratheten Paare ist der erste Monat Honigmond oder Schmitz-Schmatz, der zweite Hierhin und Dorthin, der dritte Pitsch-Patsch, der vierte: der Teufel hole die, welche dich und mich zusammengebracht haben!"

Ein unglaublich wildes, wüstes Corps

müssen die Landsknechte gewesen sein, nach den ungewöhnlich harten Strafen zu urtheilen, die bei jedem Vergehen gegen sie in Anwendung gebracht wurden, ohne daß selbst dadurch die gewünschte Zucht und Ordnung erzielt worden wäre. So wurde am 3. Februar 1548 über einen Soldaten der kaiserlichen Besatzung zu Frankfurt am Main Kriegsrecht gehalten, weil er „durch Trunkenheit zu spät auf die Wache kommen, da eben die Wacht von einander gangen. Diesem wurde zu Nachmittag um ein Uhr vor dem Römer der Kopf abgeschlagen." Am 7. Februar desselben Jahres wurde ebendaselbst über einen Landsknecht Gericht gehalten, der sich mit einem Kameraden berauscht und dann trunkenen Muthes mit einem Schreinermeister Stroheker am Saalhof, bei dem Beide im Quartier lagen, gerauft hatte. Einer der beiden, von dem Schreiner denuncirten, Attentäter war glücklich entwischt, der andere mußte „durch die Spieß lauffen", d. h., die Kameraden stellten sich, mit Spießen bewaffnet, in zwei Reihen einander gegenüber auf, der Verurtheilte mußte die Gasse zwischen diesen beiden Reihen passiren und wurde niedergestochen. Dieses „Jagen durch die Spieße" war vom 15. bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine unter den Landsknechten aller Nationen übliche Strafe, die mit Abschaffung der Spieße eben auch verschwand. Wahrscheinlich entstand daraus in der Folge das bekannte „Spießruthen laufen", das der Schwedenkönig Gustav Adolf zuerst eingeführt haben soll.

Weit länger als das Jagen durch die Spieße hat sich die graufig martervolle Strafe des Spießens mittels eines Pfahles erhalten, der von unten durch den Leib und zur Schulter wieder herausgetrieben wurde, so zwar, daß in manchen Fällen, wenn die edelsten Theile gar nicht oder weniger verletzt waren, der Unglückliche mehrere Tage lang an dem aufgerichteten, in die Erde eingegrabenen Pfosten unter den schrecklichsten Leiden lebte, eine Strafe, die namentlich auch beim Militär nicht nur im 17., sondern noch im Anfange des 18. Jahrhunderts angewendet wurde.

Am 6. September 1632, während Gustav Adolf bei Nürnberg Wallenstein gegenüberstand, wurde ein schwedischer Dragoner-Korporal lebendig gespießt. Es hatten nämlich sechs Dragoner, unter ihnen der gerichtete Korporal, den Plan gefaßt, zum Feinde überzugehen; vorher aber hatten sie ihren Kapitän, ihren Lieutenant und ihren Wachtmeister ermordet und deren Bagage geplündert. Fünf der Uebelthäter waren entkommen, den Korporal hatte man gefangen. —

Im Jahre 1704 war von einem Braunschweig-Büttelschen, in kaiserlichen Subsidien stehenden Regiment während des Feldzuges in Italien ein Soldat mehrmals desertirt, aber immer wieder erwischt worden. Er wurde dafür gespießt und lebte am Pfahl bis in den dritten Tag, an welchem der Bejammernswerthe bat, man möchte ihm Tabak zu rauchen geben, und nachdem ihm diese Bitte erfüllt worden, verlor er während des Rauchens bald die Besinnung und starb.

Aber das Spießen war keineswegs eine ausschließlich militärische, nur gegen Soldaten verhängte Todesstrafe, denn es wurde auch in der bürgerlichen Rechtspflege als Strafe für besonders verabscheuungswürdige oder wiederholt ausgeübte schwere Verbrechen in Anwendung gebracht.

So wurde im Jahre 1575 zu Sagan ein Verbrecher Namens Peter Wolfgang, von seinen Complicen „Puschpeter" genannt, der außer unzähligen Diebstählen und Räubereien 30 Mordthaten auf dem Gewissen hatte, zur Stadt hinausgeschleift, ihm die rechte Hand abgehauen und mit glühenden Zangen gerissen und dann gespießt.

Zu Breslau ist im November des Jahres 1615 ein Uebelthäter, welcher auf der Folter bekannte, neben vielen Diebstählen und drei Brandstiftungen 96 Mordthaten verübt zu haben, aus der Stadt geschleift, mit glühenden Zangen gezwickt, gerädert und zuletzt gespießt worden. Von ihm wird ausdrücklich bemerkt, daß, so verstockt er während der ganzen Untersuchung und Verhandlung gewesen, so fest und standhaft habe er die entsetzlich peinvolle Strafe ertragen, die er von Anfang bis Ende mit unglaublicher Geduld ausgestanden, ohne daß Jemand einen Schmerzensschrei von ihm gehört. Die Besinnung sei ihm nicht einen Augenblick geschwunden und habe er nach all den gräßlichen Martern vor seinem Ende noch am Spieße geredet.

Im Wartesalon — zweiter Klasse.

Eine ergötzliche Scene spielte sich an einem der letzten Abende auf dem Bahnhofe zu Spandau ab. Das Wartezimmer zweiter Klasse war von einem Berliner Verein, der mit seinen Damen einen Ausflug gemacht hatte und den letzten Zug zur Rückkehr benutzen wollte, angefüllt und sämmtliche Stühle mit den ermüdeten Touristen besetzt, als zwei anscheinend dem Kaufmannsstande angehörende Herren, welche indessen nicht zu der Partie gehörten, den Saal betraten und nachdem ihre Bemühungen, noch einen Sitz zu erhalten, sich als vergeblich erwiesen, ihrem Unmuth darüber in lauter und unangemessener Weise Luft machten. Ihre Expektorationen fanden bei den Anwesenden nur ein höhnendes Lächeln, worüber die beiden „Standespersonen" dermaßen ergrimmt wurden, daß sie sich beschwerdeführend an den Inspektor wendeten und von diesem verlangten, daß er konstatiren lasse, ob die Insassen des Wartesaals durch gelöste Billette zweiter Klasse zum Aufenthalt daselbst berechtigt seien. Diesem Ersuchen mußte Folge gegeben werden und war das Resultat der Untersuchung, daß der ganze Verein nur mit Fahrbilletten dritter Klasse versehen und deshalb auch auf den Wartesaal dritter Klasse angewiesen war. Man mußte der Aufforderung des Inspektors, den Umzug in den weniger comfortabel eingerichteten Saal zu bewerkstelligen, Folge geben; doch gar viele wüthende Blicke und leise gemurmelten Verwünschungen regnete es auf die Störenfriede, welche nun ihrerseits hohnlächelnd sich auf den eroberten Sitzen breit machten. Einer der hinausgemaßregelten Herren hatte indessen die Wahrnehmung gemacht, daß bei der Billetcontrolle die Urheber derselben übergangen seien, und stellte an den Inspektor die Bitte, daß das Versäumte nachzuholen. Das geschah; aber man denke sich den Spott und die Heiterkeit der Anwesenen, als die beiden arroganten Herren, unter tödtlicher Verlegenheit und Worte der Entschuldigung stammelnd — ebenfalls Billette dritter Klasse zum Vorschein brachten.

Der Abschiedsbrief.

Die Handlung spielt in Kreisen einer Wiener Bankiersfamilie: „Schr' erschreckt fuhr der alte Herr Bankier *** auf, als der Diener seines Sohnes auf ihn, ängstlich flüsternd, zutrat: „Ich bitte, erschrecken Euer Gnaden nicht, aber — aber ich muß es sagen; ich sterbe vor Angst. Der junge Herr hat soeben einen — einen Brief an seine Geliebte durch seinen kleinen Mohren auf die Post geschickt." — Der alte Herr riß an der Klingel und rief dem eintretenden Lakaien zu: „Laufen Sie dem kleinen Mohren nach und bringen Sie mir den Brief, den er bei sich hat." — „Er kommt zu spät," murmelte der Diener des jungen Herrn; „er ist schon seit zehn Minuten weg und das Mohrl hat schnelle Füß'. Uebrigens weiß ich ja, was in dem Briefe steht, Euer Gnaden, es ist ein Abschiedsbrief." — „Nun, um so besser!" — "Ach nein; der gnädige Herr Sohn hat sich nach Absendung des Briefes in sein Zimmer zurückgezogen und sieben Kugeln in seinen Revolver geladen. Ich fürchte, wir kommen zu spät — er hat g'rad ein Gebet verrichtet, wie ich hieher geeilt bin." Mit einem Satz war der alte Herr fort und auf dem Corridor gesellten sich die Mutter, ein Onkel, eine Schwägerin und drei Nichten zu ihnen. Sie trafen den jungen Mann blaß und über „Sein oder Nichtsein" brütend, auf dem dunkelgrauen Canape. „Mein Sohn!" rief die Mutter. „Was hast Du vor?" bebte der Vater. Drei Nichten fielen in Ohnmacht und nur die Neugierde erhält die Schwägerin aufrecht. Da stürzte der Lakai herein, blaß und athemlos; er brachte den Brief. Der leichtsinnige, pflichtvergessene Mohr hatte auf dem Wege einen „Knickebein" genommen und sich verspätet. Wie zitterten die Hände des unglücklichen Vaters, als er den Brief erbrochen hatte und las: Liebe Gusti! Ich habe meinem Alten nur noch geschwind eine Scene vorzuspielen, aber in zwei Stunden bin ich bestimmt bei Dir und es wird hoffentlich an Geld nicht fehlen. Adieu. Dein Edwin."

Ein eigenthümliches Attentat

erzählt die „Brünner Presse", das vor einigen Tagen einem jungen Beamten im Brünner Augarten begegnete. Derselbe promenirte dort, als ihm eine Dame entgegenkam, welche, den Schleier vor das Gesicht gezogen und in den Händen einen welken Baumzweig haltend, ihn ängstlich forschend betrachtete. Dicht vor ihm angekommen, breitet sie plötzlich beide Arme aus und, den Zweig von sich schleudernd, schlingt sie die Arme um den jungen Mann — und küßt ihn rasch auf beide Wangen. Darauf läßt sie eben so schnell den vor Ueberraschung und frohem Erstaunen — denn die Dame präsentirte sich nach verschobenen Schleier als jung und hübsch — ganz erstarrten Beamten los, und die Hände vor das Gesicht schlagend, stammelt sie unter Schluchzen: „Denken Sie von mir, was Sie wollen, aber ich konnte mir nicht anders helfen." Damit will sie rasch entfliehen, aber der junge Mann hält sie fest, zieht ihr die Hände vom Gesicht, sieht ihr in die thränenüberströmten Augen, und indem er sie zu beruhigen sucht, fragt er zugleich, durch welch' himmlischen Zufall er zu diesem Glück gekommen sei. Da zieht die erglühende junge Dame ein kleines Buch aus der Tasche, deutet mit einem Finger auf eine Stelle und der junge Mann liest: „Buch der Sympathien." — „Unfehlbares Mittel gegen Sommersprossen. Gehe an einem Vormittag an einem Wasser entlang, trage dabei, ohne ein Wort zu sprechen, einen welken Zweig in den Händen, und den ersten jungen Mann, der Dir entgegenkommt und dessen Aeußeres Dir wohlgefällt, küsse, den Zweig hinter Dich werfend, auf beide Wangen." Der junge Mann sah erstaunt auf die hübsche Abergläubige, der ihre Sommersprossen allerliebst zu Gesicht standen, und von ihrer aufrichtigen Scham und ihrer jetzt nach vollbrachter Heldenthat hervorbrechenden mädchenhaften Angst gerührt, bot er ihr seinen Arm und führte sie fort von dem Orte, wo sie ihre Sommersprossen los werden wollte und er dafür seine Ruhe losgeworden war. Denn — das wir es kurz sagen — in den nächsten Tagen schon findet die Verlobung des jungen Paares statt. Hoffentlich wird die junge Dame ihre Sympathien für die Sympathie nicht in die Ehe übertragen, sonst dürfte dem jungen Gatten der eigenthümliche Aberglaube der Gattin doch immerhin theuer zu stehen kommen.

Hochsommerlich.

Laßt, o laßt mich lauschen,
Fern dem Streit der Welt,
Wie die Sicheln rauschen
Jetzt im Aehrenfeld!
Gern von ernsten Dingen
Wend' ich meinen Blick;
Wann die Sensen klingen,
Schweigt die Politik.

Schaut, mit Aehrengolde
Schmückt die Flur sich schon;
Längst ist ja die holde
Rosenzeit entfloh'n,
Und die Zeit der Garben
Kam heran mit Macht,
Wo in matt'ren Farben
Malv' und Aster lacht.

Gruß dir, Zeit der Aernte!
Daß auf unsrer Erd'
Jeder Fürst doch lernte,
Was der Bauer lehrt!
Pflüge, sä' und jäte,
Denke früh und spät:
Was der Bauer säte,
Das wird auch gemäht.

Klar wird an den Früchten,
Wie die Keime sind:
Sturm nur kannst du züchten,
So gesä't du Wind;
Aus des Hasses Triebe
Kann nur Haß gedeihn —
Wer gesät hat Liebe,
Heimst auch Liebe ein.

Fort mit Gram und Grillen
In der Aerntezeit!
Um des Friedens willen
Bleibt, ihr läst'gen, weit!
Sollt nicht Mahnung bringen
An des Volks Geschick;
Wann die Sensen klingen,
Schweig' die Politik!

Und der Kriegslärm stören
Soll mich nimmermehr;
Will nicht sehn noch hören
Von der Welt umher,
Auch nichts von dem bleichen
Schnitter, der — o Graus! —
Jetzt in fernen Reichen
Zog zur Aernte aus.

Heil mir! Rings erschaue
Ich nur Lust und Glanz,
Und auf Berg und Aue
Geht's zum Aerntetanz.
Froh vom Weingelände
Blickt der Winzer Schaar:
Heil'ger Urban, sende
Uns ein gutes Jahr!

Darum laßt uns lauschen,
Fern dem Streit der Welt,
Wie die Sicheln rauschen
Jetzt im Aehrenfeld!
Gern von ernsten Dingen
Wenden wir den Blick;
Wann die Sensen klingen,
Schweigt die Politik.

Neue Sprüche.

Von Lazarus Koppenheim.

Jede Sucht
In's Credit bucht.

Geistesreife ist Charakterstärke.

Wahr und verbannt
Sind nah' verwandt.

Wer mich zum Heucheln zwingt,
Mich in die Knechtschaft bringt.

Wahrer Milde Oberkleid
Aehnelt oft Grausamkeit.

Die Prachtsucht trägt gar oft ein Kleid
Gelieh'n von der Bescheidenheit.

Du wirst oft im Besitz vom Glücksschlüssel sein,
Jedoch zum Oeffnen viel zu klein.

Unmenschen erzeugen Unworte.

Unmann, Unweib, Unkind,
Stets Unnaturen sind.

Ich würde ja Eurer Meinung sein,
Brächte Geld dies oder „Ehre" ein.

Was ich nicht leicht begreifen kann,
Das seh' ich für 'ne Thorheit an.

Mein Feind ist schlechter als Dein Feind.

— Was heißt: bankerott? Ein Maorihäuptling auf Neuseeland war in die Stadt gekommen. Dort hatte man ihm die Bedeutung des Ausdrucks „fallirt" oder „bankerott" erklärt. Er kehrte nun in sein Dorf zurück und suchte den Stammesangehörigen das Gelernte klar zu machen. „Wenn Du einen Bankerott machen willst," sagte er, „so miethest Du Dir einen Laden; die Waaren erhältst Du, indem Du an große Kaufleute in fernen Städten schreibst und um solche ersuchst; nach einigen Monaten versprichst Du zu bezahlen. Wenn Du genug Waaren erhalten hast, verkaufst Du sie oder bringst sie heimlich fort; dann gehst Du zum Richter und sagst: „Ich bin bankerott; hier sind fünf Pfund, das ist Alles, was ich habe." Der Richter behält vier Pfund und läßt den Bankerott bekannt machen; das eine Pfund erhalten Diejenigen, welche Waaren geliefert haben, zur Theilung. Nach einiger Zeit gehst Du in eine andere Stadt und fängst das Geschäft von Neuem an."

Zweideutig.

Herr Piepenbrink (vor einem Ochsen in ein Gewölbe flüchtend): Entschuldigens, a wüthender Ochs kommt!

Sanfte Todesart.

Ein Verbrecher war zum Tode verurtheilt. Aus königlicher Gnade wurde es ihm jedoch freigestellt, die Todesart selbst zu bestimmen. „Nun," sagte der Delinquent, „wenn ich doch einmal sterben muß, dann wähle ich chronische Herzverfettung!"

Der angehende Mathematiker.

Vater (zu seinem Sohne, mit dem er über Feld geht): Nun Fritz, könntest Du mir wohl sagen, wie man am leichtesten die Zahl der Schafe jener Heerde, die sich dort umhertummelt, ermitteln könnte?

Fritz: Gew